

OBJEKTIVITÄT UND GESCHICHTLICHKEIT

Zur Neuauflage von Joachim Wach:
Das Verstehen (1966)
von Johannes Berger (München)

Es gibt wohl kaum eine Realität, die für das philosophische Denken der Gegenwart eine so entscheidende Bedeutung gewonnen hat wie das Verstehen. Zu einem bedeutenden Teil hat daher auch die philosophische Forschung dem hermeneutischen Phänomen ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Wo sie dies tut, hat sie sich damit jedoch nicht in ein sehr spezielles Feld wissenschaftstheoretischer Fragestellung zurückgezogen; wohnt doch dem hermeneutischen Aspekt wahrhaft Universalität inne. (Vgl. in diesem Jahrbuch Bd. 73, S. 215–225 H. G. Gadamer: Die Universalität des hermeneutischen Problems). Das Verstehen und damit die philosophische Hermeneutik ist geradezu zum Angelpunkt aller Bemühungen geworden, die geschichtliche Vollzugsweise unserer Existenz in ein philosophisch klar befragbares Verhältnis zu der Macht moderner Wissenschaft zu bringen. Vornehmlich auf dem Grund einer Explikation des Verstehens entfaltet die gegenwärtige Philosophie die für sie fundamentale Frage nach der modernen Wissenschaft, wie sie zur Grundlage der Gesellschaft geworden ist. Diese Frage an die Wissenschaft ist nun nicht mehr die erkenntnistheoretische nach den Bedingungen, die gegeben sein müssen, damit exakte Kontrolle der Wirklichkeit möglich sei; sie ist umfassender der Versuch, das Problem der Wissenschaft zum Problem der geschichtlichen Lebenswelt des Menschen zu machen. Der letzte Sinn der so gewandelten Fragestellung nach der Wissenschaft ist, im Nachweis ihrer Abkünstlichkeit aus der geschichtlichen Lebenswelt des Menschen die Abstraktheit der auf der Grundlage der Wissenschaft errichteten technischen Zivilisation zu korrigieren und sie mit dem Ganzen unserer Lebenserfahrung zu vermitteln, indem sie die Wissenschaft und die technische Welt als ihr Produkt über die ihr verborgenen Voraussetzungen aufklärt. Denn in Wahrheit bedingt und umgibt uns die Welt, bevor sie zum gegenüberliegenden Gegenstand der Forschung wird. In der Anerkennung dieses Sachverhalts hat sich die Hermeneutik von einer Kunstlehre des Verstehens zu einer Theorie der menschlichen Weltenerfahrung insgesamt und der Welt, die in dieser Erfahrung gegeben ist, gewandelt.

In diese veränderte Situation der philosophischen Hermeneutik spricht nun erneut ein Buch, das noch dem älteren, an der Methodenlehre des Verstehens fixierten Stand der hermeneutischen Besinnung verhaftet ist. Ich meine das Buch von Joachim Wach: *Das Verstehen*. Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert. Die Georg Olms Verlagsbuchhandlung hat dankenswerterweise einen reprografischen Nachdruck der 1926–1933 im J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Verlag, Tübingen, erschienenen Ausgabe veranstaltet. Wachs

Buch möchte ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts sein; allein es will nicht in der geschichtlichen Betrachtung aufgehen, sondern dazu beitragen, daß aus der Theorie des Verstehens ein „großer systematisch geordneter und gegliederter Zusammenhang und Aufbau wird. (Bd. I, S. 8.)

Wach hat bekanntlich seine Darstellung in drei Bände aufgeteilt. Der erste Band behandelt „Die großen Systeme“. In seinem Mittelpunkt steht die Darstellung Schleiermachers. Die Lehre Schleiermachers bedeutet „einen Höhepunkt in der hermeneutischen Theorie“. Denn „niemals vorher und nachher ist die Theorie der Hermeneutik so universal verstanden, entwickelt und dargestellt worden“ (S. 24 f.). Wach folgt in dieser Einschätzung Schleiermachers Dilthey, wie überhaupt der Einfluß der Anschauungen Diltheys, ohne daß sie eigens zur Darstellung gelangen, das gesamte Werk durchzieht. Um Schleiermacher gruppiert Wach die Lehren seiner Vorläufer Fr. Ast und Fr. A. Wolf und seines Schülers August Boeckhs. Der Band schließt mit der Darstellung der hermeneutischen Anschauungen Wilhelm von Humboldts.

Große Bedeutung für die gegenwärtige Diskussion des hermeneutischen Phänomens haben die zaghaften Versuche Asts und Boeckhs, das historische Verstehen aus der Umklammerung des psychologischen zu lösen. Schleiermacher sah im Erwerb der geschichtlichen Kenntnisse überhaupt kein Verstehen, sondern ließ ihn nur als notwendige Vorarbeit gelten, die schon geleistet sein muß, wenn das Verstehen beginnen soll. Die Voraussetzung dieser Trennung ist Schleiermachers Ansatz, das Verstehen als einen besonderen in sich geschlossenen Vorgang zu fassen, und ihn von allen anderen, ihm geistig zugehörigen Akten (z. B. der *subtilitas explicandi*) methodisch zu isolieren. Denn nur auf dieser Basis läßt sich eine allgemeine Hermeneutik, die das Verstehen auf sich selbst begründet und von der besonderen geschichtlichen Bedingtheit der zu verstehenden Gegenstände ablöst, durchführen. Damit ist der Grund gelegt für den Vorrang der psychologischen Interpretation. Die psychologische Interpretation versteht jeden einzelnen Ausdruck als einen „hervorbrechenden Lebensmoment“ aus dem Lebenszusammenhang seines Autors. Ihre Voraussetzung ist die Fähigkeit des Interpretierenden, aus der eigenen Gesinnung herauszugehen in die des zu verstehenden Schriftstellers. Eine solche Zielsetzung gründet aber letztlich auf der Annahme einer jederzeit herzustellenden Gleichzeitigkeit mit dem zu verstehenden Schriftsteller. D. h. aber, daß die psychologische Interpretation die geschichtliche Distanz überspringt, weil für sie das Bewußtsein der eigenen Endlichkeit und Gebundenheit in die jeweilige geschichtliche Situation nur ein vorläufiges ist. Es wird ja gerade im Verstehen fremder Zeiträume überwunden.

Bei Ast bereits angelegt, hat Wolf der psychologischen Interpretation die schlagende Formulierung gegeben, daß es die Aufgabe des Verstehens sei, die Gedanken eines andern ebenso zu fassen, wie

er sie gefaßt haben will. (Vgl. Wach S. 68.) Schleiermacher hat dann „die Aufgabe der psychologischen Interpretation klar, umfassend und eindrucklich bestimmt – hier sind alle späteren bei ihm in die Schule gegangen“ (S. 94). Der Schüler, an den man hier besonders denken muß, ist Dilthey. Zu einer vorsichtigen Kritik an der alleingültigen psychologischen Interpretation ist es bei ihm erst im Spätwerk gekommen, nach der Begegnung mit Husserl. Insbesondere durch Husserls ‚Logische Untersuchungen‘ ist Dilthey die Eigenständigkeit geistiger Objektivationen und die Grenze ihrer psychologischen Ableitbarkeit klargeworden. Die Gestaltungen des objektiven Geistes, auch die literarischen, gehen nicht im Bewußtsein der Handelnden auf und sind insofern mehr als ein subjektives Verhalten. Jede Äußerung menschlichen Lebens tritt ein in einen objektiven Wirkungszusammenhang, der größer ist als sie selbst, und gehört damit nicht mehr ihrem Urheber allein. So kann auch die Intention des Verstehens nicht lediglich auf die Absicht gehen, die der Autor bei der Abfassung einer Schrift verfolgte.

Der zweite Band schildert die Entwicklung der theologischen Hermeneutik von Schleiermacher bis Hofmann. „Auf keinem anderen Gebiet hat die Theorie der Auslegung eine so feine Ausbildung und eine so eindringliche Behandlung erfahren“. Wach rollt ein außerordentlich reiches geschichtliches Material auf. Der Laie wird in den meisten Fällen die behandelten Autoren nicht einmal dem Namen nach kennen. Geschichtlich gesehen, setzt der zweite Band dort ein, wo der erste stehen blieb und verfolgt die Entwicklung der theologischen Hermeneutik bis zu dem Einsatz des Positivismus in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Der dritte Band – Das Verstehen in der Historik von Ranke bis zum Positivismus – hinterläßt den am wenigsten geschlossenen Eindruck. Gleichwohl nötigt auch hier die sorgfältige Analyse der Systeme und die Beherrschung der riesigen Literatur zu höchster Anerkennung. In den Mittelpunkt dieses Bandes hat Wach die Darstellung der Historik Rankes und Droysens gerückt. Wie schon im zweiten Band greift Wach auch hier die Fäden wieder dort auf, wo der erste sie hatte fallen lassen und endigt seine Darstellung mit dem Beginn der Herrschaft des Positivismus in den Geisteswissenschaften.

Nun sind es vor allem drei Disziplinen, die eine Hermeneutik ausgebildet haben: die Theologie, die klassische Philologie und die Jurisprudenz. Während Wach die Entwicklung in der Rechtswissenschaft beinahe ganz übergibt oder nur in Anmerkungen heranzieht, rückt er nicht ohne Künstlichkeit die historische Hermeneutik von der philologischen ab und gesteht ihr eine Sonderbehandlung in der ersten Abteilung des letzten Bandes zu. Die weitere Entwicklung der philologischen Hermeneutik (Bernhardy, Reichardt, Ritschl etc.) deren Grundlegung bereits im ersten Band bei der Darstellung Wolfs und Boeckhs zur Sprache kam, füllt die zweite Abteilung dieses Bandes. Den Schluß

macht ein Ausblick auf die archäologische Hermeneutik Levezovs und Prellers.

Für die Rezension eines erneut aufgelegten Werkes, das seit langem einen festen und bedeutenden Platz in der wissenschaftlichen Literatur einnimmt, das als Handbuch sogar unentbehrlich geworden ist für jeden, der über die Geschichte der hermeneutischen Theorie arbeitet, gelten, wie sich von selbst versteht, nicht dieselben Grundsätze wie für ein Buch, das erst in die wissenschaftliche Welt eingeführt werden muß. So darf ich es mir ersparen, einen vollständigen Überblick über die von Wach behandelten Autoren zu geben und die vielfältigen Einsichten in die historischen Entwicklungslinien zu vermerken, die wir Wachs Buch verdanken. Nur eine Linie sei hier stellvertretend erwähnt: wie aus Wachs Darstellung hervorgeht, hat Ast und auch noch Schleiermacher das Problem der Objektivität des Verstehens bei weitem nicht so stark beschäftigt, wie wir das unter dem Einfluß Diltheys anzunehmen geneigt sind. So hat Schleiermacher die divinitorische Komponente allen Verstehens wiederholt betont. Das Problem der Objektivität gewinnt erst dort zentrale Bedeutung, wo die Hermeneutik in den Horizont der erkenntnistheoretischen Fragestellung gerät. Diese Wendung ist durch den allgemeinen Anschluß der Philosophie an Kant motiviert und hat für die Hermeneutik ihre entscheidende Formulierung in Diltheys Abhandlung ‚Die Entstehung der Hermeneutik‘ (1900) gefunden. In ihr hat Dilthey ganz bewußt die Geschichte des Verstehens unter den Gesichtspunkt seiner allmählichen Scientifizierung gestellt. Diltheys Absehen auf Objektivität zeigt sich schon rein äußerlich darin, daß er die Kunst der Auslegung an die schriftlich fixierten Äußerungen bindet. Nur gegenüber Sprachdenkmälern ist ein kontrollierbarer Grad von Objektivität im Verstehen erreichbar. Schleiermacher dagegen orientiert seine Hermeneutik am lebendigen Vollzug des Sprechens selbst (vgl. seinen hübschen Ausspruch in den ‚Akademiereden‘: „ich ergreife mich sehr oft mitten im vertraulichen Gespräch auf hermeneutischen Operationen“).

Angesichts der Neuauflage eines so bedeutenden Buches erscheint mir nun eine knappe Orientierung über den Standort, den es in der seit seinem ersten Erscheinen völlig gewandelten Situation hermeneutischer Besinnung einnimmt, angebracht. Denn seit den rund vierzig Jahren, die es nun alt ist, ist die Arbeit an dem hermeneutischen Problem keineswegs liegengeblieben. Inzwischen liegt z. B. der vollständige Text von Droysens Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte vor; Droysens Enkel R. Hübner hat ihn nach den vom Großvater eigenhändig verfaßten Handschriften herausgegeben (J. G. Droysen: Historik, München/Berlin 1937. Allerdings konnte Wach für seine eigene Darstellung bereits die Droysenschen Papiere benutzen, die Hübner ihm zur Verfügung gestellt hatte). Weiter ist uns mittlerweile auch ein besserer Einblick in die Entstehungsgeschichte der Schleiermacherschen Hermeneutik erlaubt, als dies Wach und

auch Dilthey noch möglich war. Wach wie Dilthey bezogen ihre Kenntnis von Schleiermachers Hermeneutik aus seinen Akademiereden des Jahres 1829 und aus der im Rahmen der Sämtlichen Werke von Fr. Lücke herausgegebenen Vorlesung: Hermeneutik und Kritik mit besonderer Rücksicht auf das Neue Testament. Nun hat Heinz Kimmerle 1959 in einer Publikation der Heidelberger Akademie der Wissenschaften alles, was aus dem handschriftlichen Nachlaß des großen Theologen zum Thema Hermeneutik gehört, vollständig vorgelegt. In seiner Einleitung zur Neuausgabe versucht Kimmerle nachzuweisen, daß für Dilthey nur die Endform der Schleiermacherschen Hermeneutik, wie sie der Ausgabe von Lücke zugrunde liegt, bestimmend geworden ist. „Die sachlich überzeugenden und positiven Gedanken in den frühen Entwürfen Schleiermachers gerieten auf diese Weise in Vergessenheit“ (Kimmerle S. 23). Kimmerle ist es gelungen, die geläufige Identifizierung der Positionen von Schleiermacher und Dilthey, wie sie von Dilthey selbst provoziert worden ist, in Frage zu stellen. Dilthey hat, wie durch Kimmerle deutlich wird, Schleiermacher offensichtlich in manchen Punkten uninterpretiert. Die Kluft zwischen beiden ist größer, als es nach unserer bisherigen durch Dilthey vermittelten Schleiermacher-Kennntnis den Anschein hat. So trifft insbesondere die Dominanz der psychologischen Nachkonstruktion über die grammatische Interpretation, auf die Dilthey großen Wert legte, da sie mit der Methodisierung des Verstehens zusammenhängt, nur für die späteste Auffassung Schleiermachers zu. Im ganzen sehen wir heute in dieser Methodisierung des Verstehens einen Verlust seiner ursprünglichen Weite. Die Emanzipation aus den dogmatischen Voreingenommenheiten will uns nicht mehr als die Vollendung des Verstehens erscheinen, als welche sie Dilthey und in seiner Nachfolge auch Wach beschrieben haben. Denn was das Verstehen zutiefst ermöglicht, ist nicht die Methode, die es von allen vorgängigen Bindungen an den Gegenstand befreit, sondern ein ursprüngliches Getragen-sein von dem Geschehen, das verstanden werden soll.

Was aber vor allem die völlige Umwälzung der hermeneutischen Theorie bewirkt hat, ist das Erscheinen von Hans-Georg Gadamer's „Wahrheit und Methode“ (1960). Ihm verdanken wir die Befreiung vom Methodenaspekt, unter dem bisher die Lehre vom Verstehen gestanden hatte und die Bereitstellung des begrifflichen Rüstzeugs, mit dessen Hilfe Geschichte und Systematik der hermeneutischen Theorie kritisch reflektiert werden kann. Gadamer hat so auch hervorgehoben, daß, folgt man seinen Einsichten, die Geschichte der Hermeneutik ganz neu akzentuiert werden muß. Es ist daher lehrreich, die Grundsätze der Wachschen Darstellung einmal auf dem Boden der durch das Erscheinen von „Wahrheit und Methode“ revolutionierten Hermeneutik in den Blick zu fassen. Hierzu paßt ausgezeichnet, daß seit kurzem Diltheys berühmte Preisschrift über „Das hermeneutische System Schleiermachers in der

Auseinandersetzung mit der älteren protestantischen Hermeneutik“ allgemein eingesehen werden kann. Martin Redeker hat sie in seiner schönen Ausgabe des zweiten Bandes von Diltheys „Leben Schleiermachers“ erstmals aus dem Nachlaß ediert (Berlin 1966). Diltheys Ausführungen über Schleiermacher lesen sich wie eine glänzende Rechtfertigung der Kritik Gadamer's an der romantischen Hermeneutik, der auch Dilthey noch zugehört. Mit großer Eindringlichkeit hat Dilthey den Ursprung der Schleiermacherschen Hermeneutik in der Transzendentalphilosophie Fichtes und der „ästhetischen Weltanschauung“ herausgearbeitet, also eben jene Momente, die wir durch Gadamer kritisch zu sehen gelernt haben.

Ganz anders als Gadamer verbleibt Wach nun völlig auf dem von Dilthey gebahnten Weg. Wie Dilthey, hat er die Geschichte der Hermeneutik ausschließlich unter den Gesichtspunkt ihrer Entwicklung zur Wissenschaft gestellt. Daraus folgt die zentrale Stellung Schleiermachers für das hermeneutische Problem, die auch dann im wesentlichen erhalten bleibt, wenn man lediglich zwischen dem frühen und späten Schleiermacher trennt. Für Wach jedenfalls ist Schleiermacher „der Gipfel in der Entwicklung der Theorie“ (Bd. I, S. 86). Die Geisteswissenschaften, meint Wach, werden sich immer wieder daran zu erinnern haben, „wieviel diesem großzügigsten Entwurf zu danken ist, den die Geschichte der hermeneutischen Bemühungen überhaupt kennt. Wie ein Berg, den man sich zu erklimmen bemüht hat, wenn man, in der Niederung fortschreitend, sich von ihm entfernt, noch einmal in seiner ganzen Größe und Mächtigkeit den sich von ihm Entfernenden beeindruckt, so wird . . . immer wieder einmal das gewaltige Massiv des Schleiermacherschen Systems in der Ferne auftauchen und so manchen kleinen Gipfel und Hügel, auf den uns unsere Wanderung führt, überragen“ (Bd. II, S. 47). Die Ursache für die derart überragende Stellung Schleiermachers in der Geschichte der Auslegungslerntheorie ist für Dilthey wie Wach in gleicher Weise, daß er als der Kant der Hermeneutik ihre kopernikanische Wende heraufgeführt hat, indem er ihr die Gestalt einer *allgemeinen* Theorie der Auslegung gab. Allgemein meint hier: sie ist nicht mehr länger der genuin theologischen Aufgabe der Verkündigung von Gottes Wort untergeordnet. Ihre Aufgabe ist jetzt, allgemeine Prinzipien und Regeln aufzufinden, die für die Interpretation jeder Art von geistigem Ausdruck gelten (vgl. Wach Bd. II, S. 22). Diese Regeln sind nur zu gewinnen in der Analysis des Verstehens auf der Grundlage einer allgemeinen Theorie der Produktion und nicht im Blick auf den auszuliegenden Text – also etwa die Hl. Schrift.

Darüber hinaus unterschiebt Wach der Hermeneutik den ihr ursprünglich fremden erkenntnistheoretischen Zweck, die Möglichkeit eines sicheren Wissens vom geschichtlichen Geschehen zu begründen. Auch hierin folgt er Dilthey. Nach der Überzeugung Diltheys muß „die Hermeneutik ein Verhält-

nis zu der allgemeinen erkenntnistheoretischen Aufgabe suchen, die Möglichkeit eines Wissens vom Zusammenhang der geschichtlichen Welt darzutun und die Mittel zu seiner Verwirklichung aufzufinden“ (Ges. Schr. Bd. VII, S. 217). Nun ist es die oft nicht genug beachtete Voraussetzung des erkenntnistheoretischen Ansatzes, daß die Wahrheit der Sachen selbst (in diesem Falle der Geschichte) zweifelhaft geworden ist und so dazu zwingt, daß die Möglichkeit, sie gleichwohl aus der Kraft des Bewußtseins herzustellen, ausdrücklich sichergestellt werden muß. Die Gefährdung des Wissens ist der Ursprung der Erkenntnistheorie. Das geschichtliche Wissen ist nun doppelt gefährdet, nach der objektiven und nach der subjektiven Seite hin. Einmal liegt die Vergangenheit, die wir erkennen wollen, nicht mehr so objektiv vor wie der natürlichen Erfahrung ihre Natur. Das Gegebene für die historische Forschung sind nach dem berühmten Worte Droysens „nicht die Vergangenheiten, denn diese sind vergangen, sondern das von ihnen in dem Jetzt und Hier noch Unvergangene, mögen es Erinnerungen von dem, was war und geschah, oder Überreste des Gewesenen und Geschehen sein“. Zum anderen ist das Subjekt der Erkenntnis kein reines und absolutes, sondern steckt in Bedingungen, die diese Absolutheit ausschließen. Diese Bedingungen sind sehr verschieden – sie reichen von den allgemeinsten weltanschaulicher Art und Zugehörigkeit zur Epoche bis zu den individuellen der Persönlichkeit und des Charakters. Allgemein gesagt: der Betrachtende ist selbst geschichtlich. In diese Formel läßt sich der Kern allen Historismus fassen. Das Wesen des Historismus besteht in diesem Bewußtsein der Mannigfaltigkeit möglicher Welterfassungen und damit der Relativität der je eigenen. Die nun drohende völlige Relativierung des Erkennens hat er aus Angst vor seinen eigenen Konsequenzen dadurch aufzufangen gesucht, daß er durch das Unternehmen der Weltanschauungstypologie an die Stelle des uferlosen Relativismus einen überschaubaren setzte.

Entscheidend ist nun die Konsequenz, die Wach aus der nicht mehr hintergehbaren Einsicht in die Bedingtheit des Erkennens zieht: zwar ist es für das Verstehen charakteristisch, daß es sich seiner Bedingtheit bewußt ist, aber es soll diese nach Möglichkeit zu kontrollieren und zu eliminieren suchen. „Verstehen“, definiert Wach, „ist dadurch charakterisiert, daß auf Grund des Wissens um die Bedingtheit versucht wird sie zu überwinden, zu neutralisieren jedenfalls“ (Bd. II, S. 10). Und er fährt fort: „natürlich ist eine solche Neutralisierung niemals restlos durchzuführen. Es ist selbstverständlich, daß aus seiner ‚Haut‘ niemand heraus kann. Aber wenn nicht eine Möglichkeit der Paralisierung gewisser subjektiver Momente möglich wäre, wären wohl die gewaltigen Werke nicht entstanden, denen wir eine maximale Erhebung über diese zugestehen müssen: die großen vorbildlichen Leistungen der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert legen Zeugnis von einer solchen Möglichkeit

ab“ (S. 10). Nun ist, wie ich denke, die eigentliche Erfahrung, die wir mit den vorbildlichen Leistungen der Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert gemacht haben, daß ihnen die Zeichen der politischen und gesellschaftlichen Situation, in der sie entstanden, unauslöschbar anhaften. „Daß es mit dem historischen Bewußtsein und seinem Anspruch auf historische Objektivität eigene Schwierigkeiten hat“, schrieb Gadamer einmal, „das hat die geschichtliche Erfahrung, die wir mit diesem historischen Bewußtsein in den letzten 100 Jahren gemacht haben, eindrucksvoll gelehrt. Es gehört zu den Selbstverständlichkeiten unserer wissenschaftlichen Erfahrung, daß wir die Meisterwerke historischer Forschung, in denen Rankes Forderung der Selbstaussöschung des Individuums zu einer Art Vollendung gebracht scheint, dennoch mit unfehlbarer Sicherheit den politischen Tendenzen ihrer eigenen Gegenwart zuordnen können“ (dieses Jahrbuch 73 [1966] S. 217).

Anstatt die einmal gemachte Einsicht in unsere Geschichtlichkeit nun auch wirklich zu vollziehen und ins Positive zu wenden, flieht Wach in die Erkenntnistheorie und versucht die Objektivität des Verstehens gegen seine Geschichtlichkeit durchzudrücken. Die Folgerung aus der Geschichtlichkeit unserer Welterfahrung ist ihm allein die erkenntnistheoretische, die Verbindlichkeit des Verstehens sicherzustellen. Man kann aber das eine nicht haben ohne das andere zu lassen. Das heißt nun aber nicht, alle Einsicht der Relativierung preiszugeben. Zu einer solchen Einschätzung der Dinge kommt es nur so lange, als unsere Geschichtlichkeit nach wie vor unter dem ihr fremden Ideal der Objektivität in den Blick genommen wird. Der Sinn von Objektivität muß sich aus der Struktur unserer Welterfahrung erklären lassen, aber nicht kann umgekehrt diese vom Standpunkt der Objektivität aus adäquat erfaßt werden. Was so in den Relativismus nötigt, ist eigentlich gar nicht die Geschichtlichkeit, sondern – so paradox das klingen mag – der Objektivismus selbst.

Es kommt demnach alles darauf an, das Wahrheitsgeschehen, das im geschichtlichen Verstehen sich vollbringt, von diesem selbst her zu beschreiben und nicht unter ein sachfremdes Ideal zu stellen. Dann wird sich zeigen, daß die Geschichtlichkeit unserer Erfahrung Wahrheit nicht verhindert, sondern verbürgt, sofern es die Verbobenheit in das geschichtliche Geschehen ist, welche die historische Erkenntnis zutiefst trägt und ermöglicht. Allein diese Gegenwart des Geschehens im Verstehen meint der genaue Sinn der Rede von der ‚Geschichtlichkeit‘.

Folgen wir also mehr Gadamer als Wach und Dilthey, dann ergibt sich als Resultat die Einsicht in die unaufhebbare Kontingenz menschlichen Daseins. Wach hat diese Kontingenz nicht ernst genommen, sondern zu „paralisieren“ versucht. Im Grunde ist er damit nicht über den Standpunkt des naiven historischen Objektivismus hinausgekommen, der die geschichtlichen Dinge in ein abstraktes

Gegenüber verbannt, das zu erreichen ist, wenn es uns nur gelingt, aus unserer Bedingtheit herauszutreten. So wenig aber uns dies gelingen kann, so wenig liegen die geschichtlichen Dinge gegenüber; sie sind in Wahrheit lebendige ‚Vor-Gänge‘, angewiesen auf die wiederholte Arbeit ihrer geschichtlichen Erfahrung. Es gibt keine geschichtlichen Gegenstände ohne ihre Aufnahme im Verstehen. Wir haben sie nur in unserem Erleben und dort nur so, wie sie sich in ihm, im Zusammenhange unseres Lebens zeigen. Diese Folgerung ist unausweichlich, wenn wir den Gewinn, den das phänomenologische Denken erbracht hat, auf die Hermeneutik übertragen.

Fragt man sich nun, was das Verstehen denn noch eigenes geltend machen könne gegenüber dem Geschehen, dem es zugehört, und wie man der deterministischen Sackgasse entgehen will, in die das „wirkungsgeschichtliche Prinzip“ uns zu treiben scheint, so liegt die Antwort in der Reziprozität des Verhältnisses, das ich zu beschreiben versuchte. Es liegt hier eine doppelseitige Struktur vor: das Sein braucht das Denken, so wie wir von ihm in Anspruch genommen sind. Um zu denken, muß man sein. In dieser radikalen Umkehrung des Cartesianismus ist die Grunderfahrung unserer Geschichtlichkeit eingefangen: wozu uns die Geschichte gemacht hat, ist mehr als unser Wissen von ihr. Aber ebenso gilt: man muß denken, damit Sein ist. Schon im Anfang des Denkens sind wir über das bloß steinerne Sein hinaus. Nach dem schönen Bild von Merleau-Ponty geht das Sein in Lumpen, solange unsere Freiheit die Aufgabe nicht ergriffen hat, es herzustellen.

DIE NEUE HEGNER-BÜCHEREI

von Hans Brockard (München)

Die Hegner-Bücherei ist tot – es lebe die Hegner-Bücherei, möchte man sagen, wenn man die „neue Hegner-Bücherei“ vor sich liegen sieht; bildet sie doch als Neubeginn zugleich auch den Abschluß einer traditionsreichen Verlegertätigkeit dieses Hauses Jakob Hegner. Mit ihr wird ein gewisser Schlußstrich gezogen unter die sorgsam gepflegte Verbindung dieses Hauses mit jenen Autoren, die, teilweise von der Hochland-Bücherei kommend, nach Ende des 2. Weltkrieges dem deutschen Katholizismus neues literarisches Gewicht verliehen; einem Katholizismus, der nicht zuletzt in diesen Autoren seiner wiedererwachenden Kraft sich bewußt wurde und nach der Katastrophe des Dritten Reiches (die, wengleich häufig bestritten, eben auch eine solche des Katholizismus war) ein neues Selbstbewußtsein fand. Das erste Bändchen der alten Hegner-Bücherei erschien 1946 (wie noch viele andere „under military government information control“) und brachte eine von Josef Pieper besorgte Spruchsammlung aus Thomas von Aquin unter dem wohl auch als Motto gedachten Titel „Ordnung und Geheimnis“; es

folgten die „Tag- und Nachtbücher 1939–45“ von Theodor Haecker 1947 und dann in anfänglich sehr schneller, dann langsamerer Folge Werke oder Opuscula von v. Radecki, Josef Bernhart, Heinrich Rommen, Georg Bernanos, Romano Guardini, Konrad Weiß, Friedrich Schnack, Wilhelm Hausenstein, Josef Pieper u. a. – bis Ende 1948 waren es bereits zwanzig Bände. Soweit es keine Originalbeiträge oder Erstausgaben waren, handelte es sich um Neuauflagen von Werken aus der Vorkriegszeit, die damit schnell wieder greifbar wurden (so Haeckers „Vergil, Vater des Abendlandes“, Rommens „Die ewige Wiederkehr des Naturrechts“); zu diesen ersten Neudrucken gesellte sich aber, schon vom ersten Bändchen an (s. o.) eine Reihe von Textausgaben aus philosophischen und religionsphilosophischen Klassikern: Thomas von Aquin, John Henry Newman, Sören Kierkegaard. An die Tradition dieser Textausgaben kann die neue Hegner-Bücherei, die auf Originaleditionen gänzlich verzichtet, anknüpfen. Sie wird herausgegeben von Lambert Schneider und Peter Bachem im Verlag Jakob Hegner in Köln und dürfte für die genannten Verlagsinhaber den Versuch darstellen, den Anschluß an das derzeit blühende Geschäft der Texteditionen zu finden.

In der Verlagsankündigung heißt es: „In der Ausstattung werden die Bände die Hegner-Tradition fortsetzen.“ Das tun sie auch, und daß sie es tun, ist lebhaft zu begrüßen; trotzdem aber wird dieser etwas makabre Satz manchen daran erinnern, daß es so etwas wie eine Hegner-Tradition gab, die sich keineswegs in der Ausstattung erschöpfte – bei der die handwerklich so saubere Gestaltung vielmehr als Ausdruck des inneren „handwerklichen“ Charakters aufgefaßt werden wollte.

Die neue Hegner-Bücherei erscheint seit der Frankfurter Herbstmesse 1966 in der raschen Folge von monatlich einem Band. Es handelt sich um die Edition von Quellen und Autoren, „die man kennt, die aber die wenigsten gelesen haben“; die Einzelbände werden von Fachleuten herausgegeben und eingeleitet. Sie ist, nicht sehr glücklich, in vier Abteilungen gegliedert, die sich äußerlich durch die Farbe des Schutzumschlages unterscheiden: Grau – Christliche Texte von der Patristik bis zur Kontroversliteratur des letzten Jahrhunderts; Schwarz – Philosophische, Politische und Soziologische Texte; Grün – Religiöse Dokumente nichtchristlicher Religionen; Rot – Poetische Texte. Die Ausgaben sind, soweit es sich um europäische Sprachen handelt und soweit es sinnvoll erschien, zweisprachig. Das ist zweifelsohne ein Vorteil; zweisprachige Editionen werden immer unentbehrlicher und sind auch für den Wissenschaftler ein schätzenswertes Hilfsmittel. Die Einteilung in die erwähnten vier Abteilungen ist, wie jede Einteilung, abgesehen von der poetischen Reihe, problematisch; so erscheinen z. B. Monologien und Proslotionen des Anselm von Canterbury in der „grauen“ Gruppe zusammen mit einer Auswahl aus russischen Religionsphilosophen „Das dunkle Antlitz“, womit sie so gut wie